Leselust und Lustlesen

Stefan Bollman erklärt, was man schon immer wissen wollte

München – Man hält diesen unberührten Wälzer in der Hand und fragt sich, ob eine Leserin so aussehen muss wie die auf dem Cover. Ein sitzender Körper, Hals abwärts, ist durch die braunen Locken, die sich über ein geblumtes Sommerkleid ringeln, als Mädchen definiert: Dieses umfasst ein zerlesenes Buch. Was sagt uns das? – Die Zuordnung jeglicher Lektüre zum Unterleib der kopf- und deshalb vermutlich auch hirnlosen Konsumentin. Der Schutzumschlag von Stefan Bollmanns „Frauen und Bücher. Eine Leidenschaft mit Folgen“ (DVA) steht im Widerspruch zumindest zum zweiten seiner beiden Bestseller-Titel: „Frauen, die lesen, sind gefährlich“ und „Frauen, die lesen, sind gefährlich und klug“. Der Autor wurde in Germanistik promoviert, betätigt sich als Lektor von Publikumsverlagen und befleißigt sich publizistisch seit acht Jahren der Recherche aller Ursachen, warum welche Frauen zu welcher Zeit was lesen und als Lesende Männer schon längst überflügelt haben.

400 emsig recherchierte Seiten und eine triviale Erkenntnis

Die Frauen, mit denen sich Bollmann in seinem jüngsten Elaborat befasst, Frauen, die bereits vor 250 Jahren mit Lust lasen (und/ oder auch schrieben), was eigentlich der darob beunruhigten männlichen Hälfte der Menschheit vorbehalten war, gehörten gehobenen gesellschaftlichen Kreisen an. Erst heute lesen sie quer durch die Schichten, emanzipiert im Lesen wie auch in der Lust. Unter den zwölf Frauen, denen Bollmanns offizieller Dank gilt und mit denen er offenbar so vertraut ist, dass er sie nur mit Vornamen nennt, findet sich auch „Elke“. Damit ist wohl Elke Heidenreich gemeint, mit der Bollman sein Buch nun im Literaturhaus präsentiert.

Bollmann spannt den Bogen also von Klopstock, den die Frauen nach seinen Lesungen küssten, über „Marilyn Monroe, die lesende Sexbombe“ und verkannten Bücherwurm bis hin zu „Shades of Grey“. Der fleißige Germanist braucht 412 kenntnis- und faktenreiche Seiten, um mitzuteilen, dass die dreibändige Sado-Maso-Plotte von E.L. James letztlich genauso unter die Ehe- und Tugendromane falle wie weiland vor zweieinhalb Jahrhunderten Samuel Richardsons „Pamela“. Aber ungleich gewichtiger (und trivialer) fällt sein Fazit aus, wonach Romane, die in Weiberherzen Lust träufelten wie auch eindeutige Phantasien ins Hirn, seit je nicht nur Leselust, sondern auch das Lustlesen provozierten. Phantasien mündeten in sexuelle Handlungen – und nicht nur bei Frauen. Fiktion als F. . .-Vorlage – endlich schreibt's mal einer. EVA-ELISABETH FISCHER

„Frauen und Bücher“, Dienstag, 10. Dezember, 20 Uhr, Literaturhaus

Meefisch-Preis für Katrin Oertel

Marktheidenfeld – Was einer Katze alles passieren kann, wenn sie schläft, erzählt Katrin Oertels mit Aquarellfarben, Buntstiften und Collagen. Das Buchprojekt „Wenn Katzen ratzen“, das die 34-jährige Illustratorin eingereicht hatte, fand die Meefisch-Jury sehr überzeugend. Zum fünften Mal hat die Stadt Marktheidenfeld in diesem Jahr den Bilderbuchillustrationspreis „Der Meefisch“ vergeben und damit das beste noch unveröffentlichte Bilderbuchprojekt im deutschsprachigen Raum mit 2000 Euro, einer Ausstellung und der Veröffentlichung in einem Würzburger Kinder- und Jugendbuchverlag gewürdigt. Der Publikumspreis geht an Julia Reyelt aus Glückstadt. Peter Engel, Claudia Meitert und Benjamin Dammers wurden von der Jury mit lobenden Erwähnungen hervorgehoben. Insgesamt hatten sich 151 Illustratoren um den Preis beworben. SZ

„Die hohe Stimme war wie eine Heimkehr“

Bejun Mehta gilt als einer der besten Countertenöre der Gegenwart. Jetzt bringt er sein aktuelles CD-Projekt „Che Puro Ciel“ auf die Bühne des Prinzregententheaters. Ein Gespräch über das Suchen und Finden in der Musik

INTERVIEW: KLAUS KALCHSCHMID

Schätzt die Natürlichkeit beim Singen: Countertenor Bejun Mehta. FOTO: JOSEP MOLINA

München – Bejun Mehta ist neben David Daniels und Andreas Scholl der vielleicht aufregendste Countertenor der mittleren Generation. In Salzburg war der 45-jährige Cousin von Zubin Mehta 2010 an der Seite von Christine Schäfer ein großartiger Didymus in Christof Loys Inszenierung von Händels „Theodora“, 2012 konnte man ihn dort in der Titelpartie einer konzertanten Aufführung von Händels „Tamerlano“ hören. Auch in München konzertiert Mehta häufig, nur einmal aber stand er auf der Bühne des Nationaltheaters – in Händels „Orlando“. Gerade ist seine neue CD „Che Puro Ciel“ erschienen. Dieses Programm, das den Titel einer Arie von Glucks Orfeo trägt und den Übergang vom Spätbarock zur Klassik zum Thema hat, singt Bejun Mehta im Prinzregententheater.

SZ: Herr Mehta, gerade haben Sie letzte Korrekturen an einer Verfilmung von Glucks „Orfeo ed Euridice“ vorgenommen. Was war das für ein Projekt?
Bejun Mehta: Zunächst war ein Film nach einer historisierenden Aufführung mit Publikum im wunderbaren alten Theater von Cesky Krumlov aus dem Jahr 1650 geplant. Doch ausgerechnet die Reform-Oper so rückwärtsgewandt zu zeigen, schien mir ein Akt gegen die Musikgeschichte. Irgendwann wurde dann die Idee geboren, einen „richtigen“ Film zu machen: ohne Publikum, aber nicht Play-back, sondern live gesungen mit Orchester, das man allerdings nur selten sieht. Wir haben auch unter der Bühne, in den Gängen und Garderoben und im – leeren – Zuschauerraum gefilmt. Das Stück muss nun auch nicht mehr mit Musik beginnen und auch nicht mit dem „Happy End“ enden. Aber ich verrate nicht, was wir genau zeigen werden!

Wann ist Premiere?
Die ist für verschiedene Orte geplant, vielleicht ist schon der kommende Januar in Salzburg möglich, wenn ich dort Orfeo in einer ganz anderen szenischen Produktion singen werde.

Warum haben Sie, obwohl Sie mit 14 Jahren noch eine großartige Platte mit Händel, Schuberts „Der Hirt auf dem Felsen“, Brahms und Britten aufgenommen haben, nach dem Stimmbruch sieben Jahre gewartet, bis Sie wieder mit dem Singen anfingen?
Ich sollte kurz danach mit Leonard Bernstein seine „Chicester Psalms“ machen und hatte einfach das Gefühl, es könnte etwas passieren. Eigentlich ging der Stimmbruch ganz allmählich vor sich, die Sprechstimme sank einfach immer mehr. Doch ich bekam den Rat, bloß nicht wieder zu früh mit dem Singen anzufangen. Darauf habe ich gehört und dann *den* Fehler meines musikalischen Lebens gemacht: indem ich als Bariton wieder anfing. Aber was für gute Countertenöre gab es damals – Mitte der Achtzigerjahre – als Vorbild, nicht zuletzt in den USA?

Wie haben Sie ihre hohe Stimme dann wieder gefunden?
Mit 27 oder 28 habe ich einen Artikel über David Daniels gelesen und da sah ich, dass seine Geschichte auch meine war; und ich habe entschieden, ganz allein einen Monat zu üben. Noch nicht einmal mein damaliger Freund wusste davon. Dann ging ich zu Marilyn Horne, die ich von meiner Knaben-Sopran-Karriere her kannte, und von da an ging alles sehr schnell.

Wenn man Sie auf dieser CD, aufgenommen vor 31 Jahren, und heute hört, fällt auf, dass es fast die gleiche Stimme ist, bis hin zum charakteristischen Vibrato.
Na, die hohe Stimme – nur etwas tiefer – wiederzufinden, war wie Heimkehr. „Ah das ist es“, dachte ich sofort, sogar die alten Übungen habe ich damals verwendet.

George Benjamin hat die Countertenor-Partie seiner Oper „Written on skin“, die letztes Jahr in Aix-en-Provence uraufgeführt und auf CD veröffentlicht wurde, für Sie komponiert. Haben Sie den Komponisten im Vorfeld getroffen, hat er seine Musik auf Sie abgestimmt?
Er hat sich alles angehört, was ich gemacht hatte. Dann habe ich ihn mehrmals in London getroffen; er hat Klavier gespielt, ich habe Verschiedenes gesungen. Er kam auch zu vielen Konzerten. Dann hat George eine Karte von meiner Stimme gezeichnet, auf der man sah, wie welche Töne klingen, wie sie sich im Forte oder im Piano verändert. Ich hab' das nicht ganz verstanden (*lacht*). Während der Komposition habe ich George nur gebeten, dass er die Tendenz der Partie in die Tiefe nicht zu sehr betont.

Wie ist es, mit René Jacobs zusammenzuarbeiten, einem Dirigenten, der selbst ein berühmter Countertenor war. Kritisiert er Sie? Holen Sie sich Rat bei ihm?
Wir haben leider erst 2008 beim szenischen „Belshazzar“ in Toulouse zusammengearbeitet. Ich hatte schon Angst, dass er mich zwingen könnte, anders zu singen. Aber als wir uns dann endlich trafen, waren wir beide so froh darüber, dass wir uns fragten, warum wir es nicht schon früher gewagt hatten. Unter anderem haben wir dann 2010 eine Händel-Platte zusammen aufgenommen und jetzt „Che Puro Ciel“.

Was war die Idee bei diesem ungewöhnlichen Programm, das den Untertitel „The Rise of classical Music“ trägt?
Die Arien stammen aus einem sehr kurzen Zeitraum, 1758 bis 1772, aber von Komponisten aus drei Generationen, dem jungen Mozart, dem alte Hasse und mittendrin Tommaso Traetta, Johann Christian Bach oder Gluck. Das war eine Phase des Experimentierens, der Versuch, die alten Formen zu öffnen. Viele der Stück sind keine Da-capo-Arien mehr, sondern durchkomponiert. Arbaces „Vo solcando un mar crudele“ aus Johann Christian Bachs „Artaserse“ ist vielleicht die altmodischste Arie der CD, aber manches klingt schon sehr neu. Die Platte endet ganz bewusst mit Farnaces „Già dagli occhi“ aus dem „Mitridate“ des 14-jährigen Mozart, wo man ahnen kann, was später passieren wird. Das ist bereits der Beginn von etwas ganz Neuem.

Gibt es Vorbilder, die Sie geprägt haben?
Aber bitte! Wie viele darf ich nennen, nur Soprane? Nur drei? Wie wär's mit Arleén Auger, Christa Ludwig und – Fritz Wunderlich. Die drei verbindet vor allem eines, die Natürlichkeit beim Singen, und das schätze ich ungemein.

Bejun Mehta, Akademie für Alte Musik, Mittwoch 20 Uhr, Prinzregententheater

Sinnsucher

Die theoretisch überfrachteten Installationen des thailändischen Konzeptkünstlers Pratchaya Phinthong in der Lothringer 13

München – Seit Felix Ruhöfer 2011 die Leitung der Lothringer 13-Halle übernommen hat, ist er als Ausstellungsmacher ziemlich konsequent gewesen. Seine Präsentationen in dem städtischen Kunstraum waren fast immer extrem konzeptionell. Dass sich das bis zum Ende seiner Amtszeit im Sommer ändern wird, ist kaum zu erwarten. Derzeit präsentiert er den thailändischen Künstler Pratchaya Phinthong, ehemals Meisterschüler von Tobias Rehberger an der Frankfurter Städelschule und mit seinen Tsetsefliegen unter Glas Documenta-13-Teilnehmer.

Phinthong setzt sich in seinen Arbeiten, so sagt er selbst, mit gesellschaftlichen Fragen auseinander. Gesteht aber zugleich, dass diese Auseinandersetzungen oft auf Zufälligkeiten beruht. Der Begleittext zu der aktuellen Ausstellung „A Piece That Nobody Needs“ bläht die Arbeiten nachträglich mit theoretischem Ballast auf. Sollte der Titel ironisch gemeint sein, läuft dieser Ironieversuch ins Leere. Phinthong nimmt sich Themen wie Gletscherschmelze oder postkolonialer Umgang mit nichtwestlichen Kulturgütern vor. Seinen Arbeiten fehlt jedoch die Intensität. Ihre Umsetzung bleibt ebenso beliebig wie die Ideenfindung.

Die an Ort und Stelle wohl tatsächlich konträr geführte Diskussion, ob der Zoo der nordthailändischen Stadt Chiang Mai ein Eisbärengehege brauche und ob das geplante Areal den Bedürfnissen der Tiere gerecht werden könne, nutzt Phinthong nicht, um über artgerechte Tierhaltung nachzudenken. Er dokumentiert den Fortgang der Bauarbeiten und stellt diesem Dia-Reigen eine Fotoserie über die Schmelze des Exit-Gletschers in Alaska gegenüber. Dabei werden beide Themen oberflächlich gestreift und bleiben unverbunden nebeneinander stehen. Das tut keinem weh und rüttelt niemanden auf. Und leider lässt auch die künstlerische Umsetzung in ihrer Ästhetik zu wünschen übrig.

Die Aktion in Lusaka und London, die der Installation „Broken Hill“ zugrunde liegt, klingt interessant, verliert aber in ihrer Wiederauflage in München erheblich an Kraft. Im Mittelpunkt steht der Schädel eines der ersten humanoiden Fossilien, die in Afrika gefunden wurden. Im Nationalmuseum von Sambia, in Lusaka, steht nicht das Original – das befindet sich im Naturkundemuseum in London –, sondern eine Kopie. Die davon wiederum hergestellte Kopie brachte der Künstler nach London und ließ den Museumswärter, der die „Original“-Kopie in Lusaka bewacht, auf Entdeckungsreise durch das einstige britische Mutterland gehen. Die Authentizitätsdebatte versucht er in der Münchner Ausstellung anhand von Fotoalben voller Schnappschüsse nachzuvollziehen – und entwertet sie. Selbst mit viel gutem Willen, dem Kontrast einen bedeutungsschwangeren Aspekt abzugewinnen, fehlen Tiefgang oder weiterführende Momente.

Pratchaya Phinthongs Installationsansicht von „Alkahest“ aus dem Jahr 2012 in der Lothringer 13. FOTO: QUIRIN EMPL© PRATCHAYA PHINTHONG UND GB AGENCY, PARIS

Deshalb wirkt die spielerisch anmutende Installation „Alkahest“ dagegen irgendwie stimmiger. Einem großformatigen Gemälde des erdähnlichen Planeten Kepler 22B setzt Phinthong ein mit Erde und Wasser gefülltes Drehfenster vor. Frisch aufgewirbelt, trüben die Sedimente die Aussicht auf das Gemälde hinter der Scheibe. Hat sich alles abgesetzt, gibt das Fenster den Blick frei auf den blauen Planeten. Das hat ein meditatives Moment wie der Blick in die Lavalampen der Siebzigerjahre. Sich dabei ernsthaft Gedanken über das Leben jenseits unserer Galaxie zu machen, ist nicht unbedingt erforderlich. EVELYN VOGEL

Pratchaya Phinthong: „A Piece That Nobody Needs“, Lothringer 13, bis 26. Januar, Lothringer Str. 13, Di-So 11-19h.

KURZKRITIK

Hörvergnügen

Das Rundfunkorchester spielt Schubert-Opern

München – Franz Schuberts Opern und Singspiele waren zu keiner Zeit wirklich erfolgreich, sieht man vom Einakter „Die Zwillingsbrüder“ ab, der 1820 seine Wiener Uraufführung erlebte – als eines seiner wenigen Werke für das Musiktheater, das überhaupt zu Lebzeiten eine Bühne fand. „Der vierjährige Posten“ des 18-Jährigen wurde erst 70 Jahre nach dem Tod des Komponisten uraufgeführt; ebenso lange musste Schuberts letzte und reifste Oper „Fierabras“ warten, bis sie, stark bearbeitet, in Karlsruhe aufgeführt wurde, um gleich danach wieder in Dornröschenschlaf zu verfallen. In den 1980er Jahren erlebte sie schließlich eine Renaissance in ihrer Originalfassung. 2014 steht die „Heroische Oper“ sogar bei den Salzburger Festspielen auf dem Programm.

Umso schöner und verdienstvoller war es, dass in der Reihe des Münchner Rundfunkorchesters mit konzertanten Aufführungen von Opern-Raritäten jetzt auch „Die Zwillingsbrüder“ und „Der vierjährige Posten“ im Prinzregententheater zu erleben waren. Die Handlung der zusammen keine 90 Minuten langen Stücke könnte von Loriot stammen, und die im „Vierjährigen Posten“ sogar gereimten Dialoge entbehren nicht einer gewissen charmant-unfreiwilligen Komik (Bearbeitung und Dialogregie: Martin Fogt).

Vor allem Bariton Peter Schöne kostete dies auf wunderbar beschwipste Weise aus: Ob in der Doppelrolle der invaliden Zwillingsbrüder, die nur unterscheidbar sind durch Klappen auf verschiedenen Augen – hier angedeutet mit zwei Fingern links oder rechts – oder als Dorfrichter, der bestätigen musst, dass ein auf seinem Posten „vergessener“ Soldat, der nach Abzug der Truppe dessen Tochter geheiratet hat, keineswegs ein Deserteur ist. Die jeweiligen Liebespaare, deren zunächst gefährdetes Glück am Ende vollkommen ist, sangen Kristiane Kaiser und Matthias Klink wie gewohnt strahlkräftig und mit der entsprechenden Prise Humors, die diesen Abend, zu dem vor allem auch der junge Virgil Mischok sein Scherflein beitrug, zu einem Hörvergnügen in mehrfacher Hinsicht machte. Denn in Christoph Spering stand ein Mann am Pult, der Schuberts Melos atmen und die gerade bei „Der vierjährige Posten“ gewichtige Musik zauberhaft „sprechen“ ließ. KLAUS KALCHSCHMID

Wenn Diven reisen

Malediva kalauert im Lustspielhaus

München – Das Thema Weihnachten bietet Flachwitzsammlern eine schier unbegrenzte Auswahl an schlüpfrigen Scherzen. Man kann über Nüsse verschiedenster Größen und Aufenthaltsorte sinnieren, über (Christbaum)-Ständer mit Fehlfunktion sowieso, von Kirchenfenster-Rosetten sprechen. Witze über die unbefleckte Empfängnis Marias sind ohnehin weihnachtliche Pflicht. Solche Zoten allerdings liegen dem Zuhörer schwerer im Magen als Mutters selbst gebackene Lebkuchen und schmerzen mehr im Ohr, als der Schwester bemühtes Flötenspiel an Heiligabend. Wobei sie sich so bemüht, schön zu blasen. Nicht diese Flöte, sondern die andere. Ja, genau die. Puh.

„Schnee auf Tahiti“ heißt das diesjährige Weihnachtsprogramm des Kabarett-Duos Malediva, und eigentlich hätte der Abend im Lustspielhaus intelligent werden können, denn dass das die Schauspieler Tetta Müller und Lo Malinke sind, ist inzwischen bekannt. Auch die Idee ist nett: Ein schwules Pärchen beschließt, die Feiertage nicht wie sonst bei der bekloppten Familie, sondern auf Tahiti zu verbringen. Das gestaltet sich allerdings schwierig: Erst verschiebt sich der Abflug (Gruß an den unfertigen Flughafen in Berlin), und im Paradies angekommen, stellt sich heraus, dass das Geld nicht für das Hotel reicht. So muss sich das Paar die Übernachtungen als Animateure verdienen.

Doch Malediva kommen vor allem im ersten Teil nicht über das Niveau besagter Weihnachts-Witze hinaus. Sie thematisieren das Trauma Familie – hässliche Geschenke, Mutter ist jetzt Veganerin, alle werden dick – in musikalisch zwar tadellosen, aber nicht sehr geistreichen Liedern und machen schlüpfrige Scherzchen. Die untermalen sie mit tuntigem Kichern, Kreischen und Händefuchteln, das homosexuellen Männern gern angehängt wird. Erst im zweiten Teil befreien sich Malediva etwas aus dem Themen-Korsett, lesen eine improvisierte Version der Weihnachtsgeschichte vor und kritisieren, dass dicke Mädchen im Krippenspiel nie die Maria spielen durften. Da sind Malediva klug, da sind sie lustig. Obwohl sie das Publikum komplett auf ihrer Seite haben, stellt man sich nach dem Abend die Frage, ob der divenhafte Schwule nicht langsam zu Ende erzählt ist. CHRISTIANE LUTZ

Jazz vs. Klassik

Till Brönner und Sergei Nakariakov im Herkulessaal

München – „Sie haben die Katze im Sack gekauft. Wir werden Ihnen heute etwas zumuten“, sprach Till Brönner zum Einstieg in sein Münchner Konzert, und freute sich zugleich, dass sich so viele im bis auf wenige Plätze gefüllten Herkulessaal darauf eingelassen hatten. Beim Trompeten-Gipfeltreffen mit Sergei Nakariakov sollte es ums Aufeinandertreffen und die Durchdringung der beiden Welten Jazz und Klassik gehen. Wobei dieses so spektakulär und provokativ gar nicht ist, betrachtet man die aktuelle Szene: Junge Jazzer schleifen derzeit reihenweise diese Mauern. Brönner liegt damit also eher – und wie immer, möchte man fast sagen – im Trend.

Interessant ist wohl das treffende Prädikat für das Projekt. Natürlich ist es spektakulär, wie sauber, kraftvoll und schnell Nakariakov die Trompete abfeuern kann. Fürs Guinness Buch waren seine Variationen über ein Tiroler Volkslied, am meisten umjubelt, aber rein musikalisch am wenigsten werthaltig. Und auch wenn Brönner dies als desillusionierend („Ich sehe hier dem Tod ins Auge“) apostrophierte, legte er doch mit einer mörderisch schweren und zugleich magisch luftigen Improvisation über Freddy Hubbards „Thermo“ eindrucksvoll nach. Meist freilich überließen sich die beiden wechselweise das Feld, nur gelegentlich, wie bei Louis Armstrongs „West End Blues“, spielten sie zusammen – und da merkte man doch, dass Nakariakov zu präzise für den Jazzflow ist, während Brönner sich gar nicht erst auf reine Klassik einließ. Höhepunkt war deshalb die Zugabe mit Bachs „Air“, bei der erst Nakariakov nah am Original das Horn butterweich träumen und danach Brönner eine absolut überzeugende Jazzversion folgen ließ.

Dass der Abend aber auch berührend und spannend war, dafür sorgten andere. Einmal Gil Goldstein an Flügel, Keyboard und – wundervoll kontrastreich zu Klassischem eingesetzt – Akkordeon. Vor allem aber die Entdeckung des Abends Stephan Braun, der sein Cello so singend und romantisch strich wie weiland ein Rostropowich, es aber auch zur Jazzgitarre, mittels Loops zum Orchester oder, flugs umgedreht, zum Cajon verwandeln konnte und mit Bassist Dieter Ilg den Kontrapunkt des Abends gab. Das war, wie das ganze Konzert, keine Katze im Sack, sondern ein Tiger im Tank. OLIVER HOCHKEPPEL